

Mitteilungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **11 (1916)**

Heft 8: **Arlesheim**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Vom Innern rede ich nicht. Aber noch ist nicht jedes Unrecht verkündet, das die Theosophie, in ihrer Dornach-Arlesheimer Spielart „Anthroposophie“ genannt, unserer Heimat antut.

Die höchst internationale Gesellschaft, welche sich selbst Anthroposophen nennt und welche das Volk verkürzend als „Anthrosophen“ bezeichnet, begnügt sich nämlich nicht damit, möglichst unbemerkt ihrer „Geisteswissenschaft“ nachzustreben, sondern sie liebt es, aufzufallen und geht, wenigstens was die weibliche Zuwanderung betrifft, in schlecht gemachten Kleidern umher, welche abenteuerlich anmuten. Nicht alle Anthroposophinnen tun dies; es gibt unter ihnen solche, die sich einfach städtisch tragen; andere hingegen meinen, sie müssten die Angehörigkeit zu ihrer Sekte äusserlich kundgeben. Das Violett hoher katholischer Würdenträger scheint diesen Damen gerade gut genug; einige werfen über den anders gefärbten Rock nur eine violette Tunika; sie soll wohl ihren Trägerinnen etwas Liturgisches, Priesterliches verleihen. Dies ginge noch an; aber diese Anthroposophinnen liefen — dies hat sich jetzt etwas gebessert — manchmal in Trachten herum, welche einfach lächerlich waren: die eine in roten Schleiern; andere sahen genau aus wie Choristinnen aus Wagneroperen; auch das härene Kapuzinerhabit kam vor: nichts fehlte, nicht der Strick um den Leib, nicht das Tonsurkappchen.

Den „Bau“ werden wir uns auf mehrere Jahre oder gar Jahrfünfte gefallen lassen müssen; dass wir Dörfler aber vor den Nachbargemeinden lächerlich werden, das wollen und können wir nicht dulden.

Wir haben unsere schöne Heimat lieb, sehen es gerne, wenn auch andere sie lieb haben; aber *diese* ändern, ganz ändern, sollten unsere Liebe einigermassen achten.

MITTEILUNGEN

Zur Geschichte des Heimatschutzgedankens.¹⁾ In Gottfried Kellers Erzählung «Das verlorene Lachen» finde ich folgenden Beitrag zur Geschichte des Heimat- und Naturschutzgedankens:

Der Held der Erzählung, Jukundus Meyenthal, hatte ein Handelsgeschäft errichtet, welches sich auf den Holzreichtum der Stadtgemeinde Seldwyla und der umgebenden Landschaft gründete. «Zu den grossen Allmenden, die von der alemannischen Boden- teilung herrührten, waren später noch die Waldungen von Burg und Stift gekommen, an deren Mauern die Stadt sich angebaut hatte.»

«Diese hatte bisher die Quellen ihrer Be- haglichkeit geschont und auch aus bürger- lichem Stolz erhalten, wie sie ihre reichen Trinkgeschirre und den alten Wein im Stadtkeller sorgfältig erhielt. Allein durch irgend eine Spalte war die Verlockung und die Ge- winnsucht endlich hereingeschlüpft und es wandelte ungesehen schon der Tod durch die weiten Waldeshallen, schlich längs den Wald-

säumen hin und klopfte mit seinen Knochen- fingern an die glatten Stämme . . .

«Jetzt begannen die hundertjährigen Hoch- waldbestände zu fallen und auch sofort dem Strich der Hagelwetter den Durchlass auf die Weinberge und Fluren zu öffnen. Allein sie waren auch einmal jung und niedrig gewesen oder schon mehrmals vielleicht, und sie konnten wieder alt und hoch werden. Doch als die Axt auch an die jüngeren Wälder geriet, für das zuströmende Geld immer schönere Zwecke erfunden und die Berghänge dafür immer kahler wurden, fing es den Ju- kundus innerlich an zu frieren, da er von Jugend auf ein grosser Freund und Liebhaber des Waldes gewesen. Während er an dem Handel einen ordentlichen Gewinn machte, begann er sich desselben mehr und mehr zu schämen; er erschien sich als ein Feind und Verwüster aller grünen Zier und Freude . . .»

«Da wurde an einer schief und spitz sich hinziehenden Berglehne, welche der Wolf- hartsgeeren hiess, ein schönes Stück Mittel- wald geschlagen. Aus demselben hatte von jeher eine gewaltige Laubkuppel geragt, welche eine wohl tausendjährige Eiche war, die Wolfhartsgeeren-Eiche genannt. In älteren Urkunden aber besass sie als Merk- und Wahrzeichen noch andere Namen, die darauf

¹⁾ Vergl. Heimatschutz 1915, Seite 112; 1916, Seite 63.

hinwiesen, dass einst ihr junger Wipfel noch in germanischen Morgenlüften gebadet hatte. Wie nun der Wald um sie her niedergelegt war, weil man den mächtigen Baum für den besondern Verkauf aufsparte, stellte die Eiche ein Monument dar, wie kein Fürst der Erde und kein Volk es mit allen Schätzen hätte errichten oder auch nur versetzen können. Wohl zehn Fuss im Durchmesser betrug der untere Stamm und die wagrecht liegenden Verästlungen, welche in weiter Ferne wie zartes Reisig auf den Äther gezeichnet schienen, waren in der Nähe selbst gleich mächtigen Bäumen. Meilenweit erblickte man das schöne Baumdenkmal und viele kamen herbei, es in der Nähe zu sehen.»

«Als man nun gewärtigte, welcher Käufer den höchsten Preis dafür bieten würde, erbarmte sich Jukundus des Baumes und suchte ihn zu retten. Er stellte vor, wie gut es dem Gemeinwesen anstehen würde, solche Zeugen der Vergangenheit als Landesschmuck bestehen zu lassen und ihnen auf allgemeine Kosten Luft und Tau und die Spanne Erdreich ferner zu gönnen; wie die verhältnismässig kleine Summe des Erlöses nicht in Betracht kommen könne gegenüber dem unersetzlichen inneren Wert einer solchen Zierde. Allein er fand kein Gehör; gerade die Gesundheit des alten Riesen sollte ihn sein Leben kosten, weil es hiess, jetzt sei die rechte Zeit, den höchsten Ertrag zu erzielen; wenn der Stamm einmal erkrankt sei, sinke der Wert sofort um vieles. Jukundus wandte sich an die Regierung, indem er die Erhaltung einzelner schöner Bäume, wo solche sich finden mögen, als einen allgemeinen Grundsatz beliebt wollte. Es wurde erwidert, der Staat besitze wohl für Millionen Waldungen und könne diese nach Gutdünken vermehren, allein er besitze nicht einen Taler und nicht die geringste Befugnis, einen schlagfähigen Baum auf Gemeindeboden anzukaufen und stehen zu lassen.»

«Er sah wohl, dass man nicht überall zugänglich war für seinen Gedanken und dass er sich nur als Geschäftsmann bloss stellte und heimlich belächelt wurde. Da kaufte er selbst die Eiche und das Stück Boden, auf welchem sie stund, säuberte den Boden und stellte eine Bank unter den Baum, unter dem es eine schöne Fernsicht gab, und jedermann lobte ihn nun für seine Tat und liess sich den Anblick gefallen. Aber von diesem Augenblicke an suchte auch jedermann, ihn zu benutzen und zu übervorteilen, wie einen grossen Herrn, der keiner Schonung bedürfe.»

Aus Widerwillen gegen die Baumschlächtereie änderte Jukundus sein Geschäft, allein eines Tages waren seine Mittel erschöpft und das Ende war herangekommen. «Mit weh-

mütigem Lächeln verkaufte er den alten Riesen nun doch samt dem Boden, auf dem er stand, und erhielt einige tausend Franken, welche er sorgfältig aufbewahrte.» Der Käufer lässt den Baum fällen. «Auf einer fernen Bergeshöhe, über welche eben Jukundus mit den Seinigen langsam hinwegfuhr, riefen arbeitende Landleute plötzlich, nach dem Horizont hinweisend: «Seht doch, wie die alte Wolfhartsgeeren-Eiche schwankt, weht denn dort ein Sturmwind?» Denn sie konnten die Leute nicht sehen, die daran zogen. Jukundus blickte auch hin und sah, wie sie plötzlich nicht mehr dort und nur der leere Himmel an der Stelle war. Da ging es ihm durchs Herz, wie wenn er allein schuld wäre und das Gewissen des Landes in sich tragen müsste.»

H. B.-E.

LITERATUR

Liestal, ein altes Schweizerstädtchen in Wort und Bild. Von Dr. *Karl Weber* in Liestal, mit Zeichnungen von *Otto Plattner* in Basel. Verlag von Lüdlin & Cie. in Liestal. Preis Fr. 3.30. Ein Stück Heimatkunde, das jedem Freund der Basler Landschaft willkommen sein muss. Kulturhistorisches und Geographisches aus älterer und neuerer Zeit kommt gut zur Darstellung; Stellen aus Chronisten und Poeten geben mancher Schilderung besondere Anschaulichkeit oder den verklärenden Zauber der Kleinstadtidylle, den Liestals grösster Bürger, Carl Spitteler, aus seinen Kindheitserinnerungen auf uns übergehen lässt. Der Buchschmuck fügt sich dem Satzbild trefflich ein; einige der Bildchen kennt man aus der Liestaler Nummer des Heimatschutz. Die Seiten über Liestals reizvolle Umgebung dürften gerade jetzt, in der herbstlichen Ausflugszeit, jedem Naturfreunde recht willkommen sein. Der gut schweizerische Ton des Büchleins, seine fließend geschriebene Schilderung mögen ihm weiter zur besten Empfehlung dienen. C.

Der Zürichsee, von Gottlieb Binder, mit 30 Illustrationen, Verlag von Orell Füssli, Zürich (Wanderbilder Nr. 289—293. Preis Fr. 2.50).

Es ist ein frischer, lebensfroher Gefährte, der den Leser auf einer Wanderung um den schönen Zürichsee herum begleitet, ihn in den Dörfern auf manches Wissenswerte aufmerksam macht, ihm die Reize der Natur nahe legt und oft im kurzweiligen Plauderton von allerlei Vergangenen erzählt. Dem mehr anregenden Charakter der Schrift entspricht es, dass kritischen Erörterungen allerdings kein Platz eingeräumt ist; man findet dafür das Gefühlsmäßige umso ansprechender